

JOANNA TROLLOPE

Zweiter Frühling



Weltbild

Ben ist 22, als er endlich von zu Hause auszieht. Seine Eltern reagieren darauf sehr unterschiedlich: Während die Mutter ihr jüngstes Kind vermisst, freut sich der Vater darauf, seine Frau nach Jahren des Familienlebens mit drei Kindern wieder ganz für sich allein zu haben. Matthew, der älteste Sohn, hat Schwierigkeiten in seiner Beziehung, weil seine Freundin mehr verdient als er. Und seine Schwester Rosa kämpft mit einem Haufen Schulden, nachdem sie ihren Job verloren hat.

Ein lebendiger und authentischer Familien- und Beziehungsroman über Männer und Frauen und die Wendepunkte im Leben.

Joanna Trollope

Zweiter Frühling

Roman

Aus dem Englischen von Angelika Kaps

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Second Honeymoon.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Berlin Verlag GmbH, Berlin

Übersetzung: Angelika Kaps

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-951-0

Kapitel 1

Edie streckte die Hand aus, atmete tief ein und drückte langsam, langsam die Tür zu seinem Zimmer auf. Es sah aus, als hätte er es nie verlassen. Das Bett war ungemacht, die Vorhänge halb zugezogen, der Teppich kaum sichtbar unter den verstreuten Anzihsachen. Im Regal fanden sich einzelne Trainingsschuhe, auf dem Fußboden Becher und Müslichalen, überall lagen Zettel und Bücher verstreut. An den Wänden hingen noch immer dieselben Poster, wahllos mit Klebegummis befestigt: das Plakat eines Shakespeare-Stückes von einem lange zurückliegenden Schulausflug, Kate Moss im Regenmantel, die Stereophonics auf einem Konzert in Earls Court. Es sah auf den ersten Blick so aus, wie es fast immer ausgesehen hatte in den letzten zweiundzwanzig Jahren. Es sah aus, als würde er jeden Moment zurückkommen.

Edie schritt durch das Chaos auf dem Fußboden – aha, hier also war ihr einziger Porzellanbecher gelandet – und zog die Vorhänge auf. Die eine Seite glitt, offensichtlich nicht zum ersten Mal, im haltlosen Rutsch nach links und sauste triumphal über das Stangenende zu Boden. Edie schaute nach oben. Der Stopper am Rand fehlte. Er fehlte wahrscheinlich schon seit Monaten, Jahren, und Bens Lösung dafür hatte ganz einfach und pragmatisch darin bestanden, den Vorhang nicht mehr anzurühren. Recht überlegt, hatte er den Vorhang wohl ein einziges Mal zurück auf die Stange reihen müssen, nachdem der Stopper runtergefallen war, und angesichts dieses kleinen Zeichens von Unternehmungsgeist und Effizienz von seiner Seite musste Edie beinahe weinen. Sie hob den heruntergefallenen Vorhang auf, drückte ihn fest an sich und schluckte die Tränen hinunter.

»Er ist nicht in die Mongolei ausgewandert«, hatte Russell sie heute Morgen geradezu angeschrien. »Er ist nicht gestorben. Er ist nach Walthamstow gezogen.«

Edie hatte nichts gesagt. Sie hatte weiter mit dem falschen Messer auf die Vakuumpackung Kaffee eingestochen und nichts gesagt.

»Ans Ende einer U-Bahn-Linie«, sagte Russell überflüssigerweise.
»Das ist alles. Walthamstow.«

Edie warf den Kaffee und das Messer ins Spülbecken. Sie würde Russell nicht ansehen, sie würde nichts sagen. Sie hasste ihn, wenn er so war, wenn er ganz genau wusste, was das Problem war, aber sich weigerte, es zuzugeben. Sie hasste nicht sein Verhalten, sagte sie sich: Sie hasste ihn.

»Entschuldige«, sagte Russell.

Edie hob den Vorhang auf und drückte ihn an ihr Gesicht. Er roch nach Staub, nach Jahren und Jahren rußigen Londoner Staubs, der wie fein gemahlener Beuteltee durch die Fensterrahmen gedrungen war. Sie hatte nicht reagiert auf Russells »Entschuldige«. Sie hatte ihn nicht angesehen. Sie hatte weiter geschwiegen, unzugänglich in ihrer Erregtheit, bis sie hörte, wie er den Raum verließ und durch die Diele tappte – am Garderobenständer hantierte – und zur Haustür hinausging, die er hinter sich zuknallen ließ, wie sie es alle immer getan hatten, beide Eltern und die drei Kinder, annähernd zwanzig Jahre lang. Zwanzig Jahre. Beinahe Bens ganzes Leben, beinahe ein Drittel ihres Lebens. Man zieht in ein Haus, dachte Edie, den staubigen Vorhang gegen die Augenhöhlen pressend, und schleppt fast mehr Leben, mehr Menschen hinein, als man bewältigen kann. Und dann, mit der Zeit, beginnt beinahe alles, was man hineingeschleppt hat, wieder daraus zu entweichen, unerbittlich, und man bleibt zurück und hält sich um zehn Uhr an einem Samstagmorgen krampfhaft an heruntergefallenen Vorhängen fest, anstatt all die neuen Vorräte an nicht länger gebrauchter mütterlicher Energie einer wunderbaren Freizeit zu widmen.

Sie ließ den Vorhang wieder zurück auf den Boden fallen. Wenn sie sich ganz langsam herumdrehte und die Augen halb schloss, konnte sie sich einreden, Ben hätte sein Zimmer so unordentlich verlassen, um ihr anzudeuten, dass er nicht wirklich gegangen war. Dass seine verrückte Idee, alles Lebensnotwendige in einen Matchesack zu stopfen und mitzunehmen, um mit Naomi bei ihrer Mutter in Walthamstow einzuziehen, nichts weiter war als das: eine verrückte Idee. Dass er bald einige Dinge vermissen würde wie das Zuhause seiner Kindheit, den Kater, sein Kissen, seine Mutter, und einsehen würde, dass er nirgendwo anders auch nur annähernd so zufrieden leben könnte. Aber wenn sie

die Augen weit aufmachte, ganz weit, und sich ansah, welche Art von Dingen er zurückgelassen hatte – zu klein gewordene Anzihsachen, kaputte Schuhe, ausrangierte oder unwichtig gewordene Bücher und Disketten und Unterlagen –, wusste sie, dass Ben alles zurückgelassen hatte, was er nicht mehr brauchte. Er hatte mitgenommen, was die Gegenwart und Zukunft repräsentierte, und hatte die Vergangenheit zurückgelassen, und zwar auf eine Weise, die deren Bedeutungslosigkeit für ihn unterstrich. Edie bückte sich und fing an, plan- und freudlos die Mülschalen aufzuheben.

Ben war eigentlich niemals richtig von zu Hause weg gewesen. Seine Schulzeit war nahtlos in die Collegezeit übergegangen und dann in unregelmäßige, ungerichtete Jobs als Assistent bei einem selbstständigen Fotografen, der sich auf Porträts spezialisiert hatte. In all diesen Jahren war Ben mehr oder weniger jede Nacht nach Hause gekommen, um in seinem Zimmer zu schlafen, das im Obergeschoss gegenüber dem Schlafzimmer seiner Eltern lag und ihm im Alter von zwei Jahren zugeteilt worden war. Sein Zimmer war abwechselnd gelb, purpurrot, mit einer Flugzeugtapete beklebt und fast schwarz gestrichen gewesen. Der Ausschuss seines Lebens, von Thomas die Lokomotive bis hin zu verwickelten Computerkabeln, war aus seinem Zimmer bis auf den Treppenabsatz gequollen, Symbole seiner veränderten Interessen, seiner veränderten Welt. Der Gedanke an die Ordnung – nein, nicht an die Ordnung, an die Abwesenheit seines Chaos –, die seinem Auszug folgen könnte, machte Edie fast panische Angst. Es war, als würde ... als würde ihr eine Arterie abgeklemmt, ein Licht ausgelöscht. Es war viel, viel schlimmer als bei Matts Auszug damals. Oder Rosas. Es war viel, viel schlimmer, als sie erwartet hatte.

Sie fing an, Becher und Schalen auf Bens Tisch zu stapeln, wie sie ihr gerade in die Hände kamen. An diesem Tisch hatte er seine Hausaufgaben gemacht, Modelle gebaut, die Kanten mit Messerkerben verunstaltet. Sie setzte sich auf den Stuhl mit der kaputten geflochtenen Sitzfläche, auf der ein grellbuntes, mit Spiegeln besticktes indisches Kissen lag. Sie betrachtete das Durcheinander auf dem Tisch. Ben war ihr jüngstes, ihr letztes Kind. Als die anderen fortgingen, hatte sie einen Stich verspürt, aber da war immer noch Ben gewesen, da war immer

noch dieser unordentliche, fordernde, befriedigende, dieser lebendige Beweis dafür gewesen, dass sie das tat, wofür sie bestimmt war, etwas, das niemand sonst tun konnte. Doch wenn Ben nicht mehr da war, um ihr diese gesunde Vorstellung von sich selbst zu vermitteln, wie sollte sie dann der Zukunft begegnen? Wie sollte sie sich selbst begegnen?

»Es ist schrecklich«, hatte ihre Schwester Vivien am Telefon gesagt.

»Es ist einfach schrecklich. Da verbringt man all die Jahre damit, so einen gewaltigen Stützmuskel für seine Kinder auszubilden, und dann drehen sie sich ruck, zuck um und hacken ihn mittendurch.« Sie hatte innegehalten und dann in nüchternerem Ton hinzugefügt: »Aber für dich ist es eigentlich gar nicht so schlimm, weil du immer noch das Theater hast.«

»Das habe ich nicht«, sagte Edie. »Ich ...«

»Na ja, ich weiß, im Moment arbeitest du nicht. Aber du könntest jederzeit, oder nicht? Du gehst ständig zum Vorsprechen und so.«

»Das«, sagte Edie, lauter werdend, »hat nichts mit Bens Auszug zu tun, es hat nichts mit meiner Mutterrolle zu tun.«

Es folgte eine kleine Pause, und dann sagte Vivien mit diesem latenten Opfertone in der Stimme, den Edie seit ihrer Kindheit kannte: »Elliot ist auch weggegangen, Edie. Und er ist mein einziges Kind. Er ist alles, was ich habe.«

Elliot war nach Australien gegangen. Er hatte einen Job bei einem lokalen Radiosender in Cairns bekommen, und innerhalb von sechs Monaten hatte er dort eine Wohnung und eine Freundin. Ben war fünf Haltestellen auf der Victoria-Linie weiter nach Walthamstow gezogen.

»Schon gut«, sagte Edie zu Vivien und gab sich geschlagen.

»Ich weiß, wie das ist ...«

»Ja.«

»Es ist schön für Russell«, sagte Vivien.

»Hm.«

»Dich wiederzuhaben ...«

Edie wurde langsam wütend. Elliots Vater Max hatte das Leben seiner Frau und seines Sohnes immer wieder auf eine Weise betreten und verlassen, die zeigte, dass das Einzige, worauf man sich bei ihm verlassen konnte, seine Unzuverlässigkeit war. Vivien mochte sie

vielleicht bei dem Schmerz übertrumpfen, den ausgezogene Kinder verursachten, aber sie würde sie nicht bei dem Schmerz übertrumpfen, den ausgezogene Ehemänner verursachten.

»Das reicht«, sagte Edie und legte den Hörer auf.

»Das reicht«, sagte sie jetzt zu sich selbst, die Ellbogen auf Bens Tisch gestützt. Sie drehte sich um. An der Wand stand Bens Bett genau so da, wie er es verlassen hatte, die auf den Boden schlappende Bettdecke, das eingedrückte Kissen, ein Heft hier, ein Paar Unterhosen dort. Es war verlockend, dachte sie, während sie sich an der Stuhllehne wie an einem Anker festhielt, sich auf Bens Bett zu werfen und das Gesicht in sein Kissen zu drücken und zu atmen, tief zu atmen. Es war sehr verlockend.

Unten ging wieder krachend die Tür zu. Sie hörte Russells Schritte auf den Fliesen in der Diele, hörte ihn irgendwas Umgängliches zu dem Kater sagen.

»Edie?«

Sie starrte weiter auf Bens Kissen.

»Ich habe die Zeitungen mitgebracht«, rief Russell. »Einen ganzen Stapel ...«

Edie blickte an Bens Bücherregal empor zu dem Platz, wo sein Teddybär mit Russells vierzig Jahre altem Schulschlips um den Hals immer gesessen hatte. Der Bär war verschwunden. Sie stand auf, beladen mit dem ungeschickt gestapelten Geschirrhafen.

»Ich komme«, rief sie.

Der Garten war einer der Gründe gewesen, warum sie das Haus vor zwanzig Jahren gekauft hatten. Er erstreckte sich nur über die Hausbreite, dafür war er fünfundzwanzig Meter lang, Platz genug für den damals achtjährigen Matt, um darin mit einem Ball zu kicken. Außerdem gab es einen Schuppen. Russell hatte die Vorstellung eines Schuppens gefallen, die Vorstellung eines Ölofens und fingerloser Handschuhe und eines Kofferradios, mit dem er sich die Fußballergebnisse anhören konnte. Der Schuppen würde ein abgelegenes Plätzchen sein, wo er sich vor seinem Familien- und Arbeitsleben, die beide ihrem Wesen nach mit Reden zu tun hatten,

zurückziehen konnte. Er stellte sich vor, wie er an Winterwochenenden nachmittags im Schuppen hockte, wahrscheinlich in einen Schlafsack gehüllt, und über den Garten zum Haus schaute, eine dunkle Silhouette mit erleuchteten Fenstern, in dem Bewusstsein, dass das ganze Leben und der ganze Lärm darin auf ihn warteten und er jederzeit wieder daran teilnehmen konnte, wenn er wollte. Es war eine luxuriöse Vorstellung, weil sie sowohl die Ungestörtheit als auch das Zusammensein beinhaltete, und daran klammerte er sich all die Jahre, in denen sich der Schuppen mit Fahrrädern und Farbtöpfen und kaputten Gartenstühlen füllte, die keinen Platz für ihn ließen. Die Hütte wurde sogar »Dads Schuppen« genannt.

Diesen Samstagnachmittag würde er ihn ausräumen, teilte er Edie mit.

»Wieso?«

»Weil er mit nutzlosem Krempel voll gestellt ist.«

Sie schnitt gerade Gemüse klein für einen ihrer bunten Rohkostsalate.

»Und dann?«

»Was dann?«

»Wenn du den Schuppen ausgeräumt hast, was willst du dann damit machen?«

»Ihn benutzen.«

Edie warf eine Hand voll Tomatenstücke in die Salatschüssel.

»Wofür?«

Russell überlegte, ob er sagen sollte, um dort Pornohefte zu lesen, doch er ließ es bleiben. »Der Zweck wird sich zeigen, wenn ich ihn ausgeräumt habe.«

Edie nahm eine gelbe Paprika. Sie hatte ihr Haar mit einem purpurroten Plastikamm oben auf dem Kopf zusammengesteckt. In mancher Hinsicht sah sie noch wie dreißig aus. Sie sah außerdem klein und streitbar aus.

»Du hast heute Morgen Bens Zimmer aufgeräumt«, sagte Russell sanft.

»Nein«, sagte Edie.

Er ging zum Kühlschrank und nahm eine Flasche belgisches Bier heraus. Die Jungs würden es direkt aus der Flasche trinken. Russell ging hinter Edie vorbei zum Schrank, in dem die Gläser standen. Mit dem

Rücken zu ihr sagte er: »Was hast du dann gemacht?«

»Nichts«, sagte Edie. »Nachgedacht.«

Russell nahm ein Glas aus dem Schrank. Er sagte, noch immer abgewandt, das Glas und die Flasche in den Händen: »Sie werden nun mal groß. Das ist der Lauf der Dinge.«

»Ja«, sagte Edie.

»Das soll so sein.«

»Ja.«

Russell drehte sich um. Er stellte das Glas und die Flasche ab und trat hinter sie.

»Er macht das, was er gerne möchte.«

Edie zerteilte die Paprika. »Ich weiß.«

»Du kannst nicht ...«

»Ich weiß!«, schrie Edie. Sie schleuderte das Messer über den Tisch. Russell beugte sich vor und griff danach. Er hielt es ihr hin.

»Hör auf, Sachen herumzuschmeißen. Das ist kindisch.«

Edie nahm das Messer und legte es mit übertriebener Sorgfalt auf das Schneidebrett. Dann stützte sie sich mit den Händen auf und schaute hinunter in den Salat.

»Ich liebe Ben genauso wie du«, sagte Russell. »Aber er ist zweiundzwanzig. Er ist ein Mann. Als ich ...«

»Bitte hör auf«, sagte Edie.

»Ich habe dich kennen gelernt, als ich zweiundzwanzig war.«

»Dreiundzwanzig.«

»Na schön. Dann dreiundzwanzig. Und du warst einundzwanzig.«

»So gerade eben«, sagte Edie.

»Wenn ich mich recht erinnere, haben wir uns damals für alt genug gehalten, um zu heiraten.«

Edie richtete sich auf und verschränkte die Arme.

»Wir hatten unser Zuhause verlassen. Wir wollten raus in die Welt. Ich bin mit siebzehn ausgezogen.«

»Ben aber nicht.«

»Es hat ihm hier gefallen, er hat sein Zuhause geliebt ...«

»Und jetzt liebt er Naomi.«

Edie schnaubte leise. Russell ging wieder zu seinem Bier. Während er

sich einschenkte, sagte er: »Das passiert jedem. Jedem, der Kinder hat. Mit Matt hat es angefangen, erinnere dich. Matt ist auch mit zweiundzwanzig ausgezogen.«

Eddie trat vom Tisch zurück, lehnte sich gegen das Spülbecken und blickte in den Garten hinaus.

»Man glaubt eben nicht, dass es mal zu Ende geht«, sagte sie.

»Mein Gott!«, entfuhr es Russell. Er lachte laut auf. »Zu Ende! Geht Elternschaft überhaupt jemals zu Ende?«

Eddie drehte sich um und schaute auf den Tisch.

»Wenn du was zu Mittag essen möchtest, dann mach den Salat selber fertig«, sagte sie.

»Okay.«

»Ich gehe aus.«

»Ach ja? Wohin gehst du?«

»Vielleicht ins Kino. Oder ich setze mich ins Café. Oder ich kaufe eine Vierzigwattbirne.«

»Eddie ...«

Sie ging zur Dielentür.

»Ich hätte besser üben sollen, oder? Fürs nächste Kapitel?«

Vor dem Schuppen hatte Russell einen Haufen mit Sachen zum Aufheben angelegt, einen Haufen zum Wegwerfen und einen Haufen, zu dem er Eddie fragen wollte. Er machte sich aus den letzten Scheiben Weißbrot ein Käsesandwich mit Pickles – jetzt, da Ben nicht mehr verwöhnt werden konnte, würde es wahrscheinlich keine solchen Leckerbissen mehr geben – und schob einen verwitterten Lloyd-Loom-Stuhl, der seiner Mutter gehört hatte, in die fahle Aprilsonne, um dort zu essen. Er hätte sich auch eine oder zwei Zeitungen mitgenommen, wenn die Sonne nicht von einem scharfen Wind begleitet worden wäre, der zeitweilig durch die Lücke zwischen den Doppelhaushälften hinter dem Haus fegte. Die Häuser waren stattlicher als ihres – breite Treppen zum Eingang, großzügige Fenster bis zum Boden, kiesbestreute Parkplätze – und standen in einer stattlicheren Straße, aber sie waren mehr nach Osten als nach Westen ausgerichtet, so dass sie den Wind abkriegten und nur am Morgen Sonne hatten.

Edie war noch nicht wieder zurück. Sie war noch einmal kurz in die Küche gekommen, bekleidet mit einer abgelegten Jeansjacke von Rosa. Er hatte etwas sagen wollen, um sie noch einen Moment zurückzuhalten, dann aber geschwiegen. Stattdessen ließ er sie das Gesicht flüchtig an seins drücken und sah ihr nach. Auch der Kater beobachtete sie von seinem Platz neben der Obstschale auf der überfüllten Küchenanrichte, wo er eigentlich nicht sitzen durfte. Als die Haustür zuschlug, blickte der Kater kurz zu Russell und putzte sich dann weiter. Er wartete eine halbe Stunde, nachdem Russell in den Garten gegangen war, und kam dann raus, um zu sehen, was draußen los war, wobei er hochbeinig durch das feuchte Gras stapfte. Sobald Russell den Lloyd-Loom-Stuhl räumte, nahm der Kater ihn als Beobachtungsposten in Beschlag.

Eigentlich war es Bens Kater. Ben war das einzige der Kinder gewesen, das sich immer ein Tier wünschte und um alles bettelte, vom Hamster bis zum Nilpferd, bis Russell an Bens zehnten Geburtstag endlich irgendwo in Finsbury Park in eine schäbige Tierhandlung gegangen war und mit einem gescheckten Kätzchen in einem Drahtkorb zurückkam. Ben hatte das Kätzchen »Arsenal« genannt, nach seiner Lieblingsfußballmannschaft, und in Kauf genommen, dass daraus zwangsläufig die Kurzform »Arsie« wurde. Arsie war jetzt zwölf Jahre alt und abgeklärt wie ein Philosoph.

»Sieh mal«, sagte Russell zu Arsie. »Rosas Dreirad. Das hat sie geliebt.«

Arsie blieb ungerührt. Rosas Dreirad, einst lila metallic mit einem weißen Plastikkorb vorne dran, war jetzt weitgehend verrostet.

»Behalten oder wegschmeißen?«, fragte Russell.

Arsie gähnte.

»Wegschmeißen«, sagte Russell. »Wegschmeißen, aber Rosa Bescheid sagen.«

Er ging in die Hocke und untersuchte das Dreirad. Rosa hatte es mit Aufklebern zugestrichelt, glitzernde Bilder von Zeichentricktieren und Märchenfiguren. Sie hatte niedlich ausgesehen auf dem Rad, wenn sie wild in die Pedale trat, die roten Haare flatternd, der weiße Korb voll gestopft mit Stofftieren, die sie überallhin mitnahm, bei den Mahlzeiten

um ihren Platz herum aufreichte und abends im Kreis um ihr Kopfkissen aufbaute. Wenn er sie jetzt betrachtete, mit ihren sechsundzwanzig Jahren und dem Job bei einer PR-Firma, erhaschte er gelegentlich eine flüchtige Ahnung von dem Kind auf dem Dreirad, wie ein Geist in einem Spiegel. Sie war ein ungestümes kleines Mädchen gewesen, laut und entschlossen. Manches von dieser lauten Entschlossenheit war geblieben, aber das Ungestüme drückte sich heute mehr in einer Art emotionaler Unbeständigkeit aus, in ihrer Neigung, wie verrückt in Beziehungen hinein- und hinauszuschliddern. Zumindest konnte man dankbar sein, dass sie auch wieder hinausschlidderte, besonders im Fall dieses grässlichen Josh.

Russell richtete sich auf und blickte zum Haus. Rosas Fenster war im obersten Stock links. Seit Rosa von zu Hause ausgezogen war, hatten sie ihr Zimmer und das von Matt daneben gelegentlich untervermietet; an Schauspielschüler, die Edie unterrichtete, oder verarmte Schauspielerkollegen, die gerade kleine Rollen an kleinen Theatern im Norden von London spielten. Im Großen und Ganzen waren es gute Untermieter: nie zu früh wach, nie um Geschichten verlegen, und sie lieferten, ohne es zu wissen, die perfekte Ausrede dafür, jede Entscheidung über den Umzug in etwas Kleineres zu verschieben. Das Haus mochte heruntergekommen sein, an manchen Stellen sehr heruntergekommen, aber Russell konnte sich nicht vorstellen, sich davon zu trennen. Es war ganz einfach eine Selbstverständlichkeit in seinem Leben, in ihrem Leben, das Resultat einer wunderbaren kleinen Erbschaft in seinen Zwanzigern, als er und Edie mit zwei Kleinkindern und einem Baby in einer klammen Wohnung über einer Eisenwarenhandlung in einer Seitenstraße der Balls Pond Road gelebt hatten.

»Vier Schlafzimmer«, hatte Edie geflüstert, als könnte das Haus sie hören. »Was wollen wir jemals mit vier Schlafzimmern anfangen?«

Natürlich war es in einem furchtbaren Zustand gewesen, feucht und verwahrlost, mit Schimmel im Treppenhaus und einem Loch im Dach, durch das man die Sterne sehen konnte. Aber da Edie sich einer regelmäßigen Beschäftigung beim Fernsehen erfreute und die Agentur Fortschritte machte, war ihnen das Haus damals eher bedürftig als

abschreckend erschienen, irgendwie mehr ihres, denn es rief sie um Hilfe. Ein Jahr lang hatten sie ohne Küche, zwei Jahre ohne fertiges Badezimmer gelebt, fünf Jahre ohne Teppiche. Matt trug seine ganze Kindheit über Gummistiefel, sobald er aus dem Bett stieg. Vielleicht war es so gesehen keine Überraschung, dass er sich als ihr konventionellstes Kind entpuppte, er war derjenige mit dem elektronischen Terminkalender und den geputzten Schuhen. Wenn er nach Hause kam, wies er regelmäßig darauf hin, dass der Riss in der Wohnzimmerdecke länger geworden war, dass der Geruch nach Feuchtigkeit im unteren Bad mehr als nur ein Geruch war, dass ein frischer Außenanstrich eine solide Investition darstellte.

»Alten Bohemiens wie uns fällt es schwer, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen«, sagte Russell.

»Dann hört auf mich«, meinte Matt.

Das sagte er jetzt oft. Er hatte damit angefangen, nachdem er ausgezogen war und nur noch gelegentlich zum Essen nach Hause kam – mit seinem neuen kritischen Blick. »Hör auf mich«, sagte er dann zu Edie bezüglich einer Rolle, deren Text sie gerade studierte, zu Russell bezüglich eines neuen Weges, den die Agentur beschreiten sollte, zu Ben bezüglich seiner Wahl der Abiturfächer.

»Du bist so erwachsen«, sagte Edie immer und schaute ihn liebevoll an. »Das gefällt mir.«

Es gefiel ihr natürlich, weil sie nicht auf ihn hörte. Es gefiel ihr so, wie ihr seine regelmäßigen Haarschnitte und seine ordentliche Kleidung und seine technologischen Fähigkeiten gefielen. Sie fand es amüsant und liebenswert, diesen wohlgeratene erwachsenen Mann in ihrer Küche zu sehen, der ihr erklärte, wie sie eine Nachricht von ihrem Mobiltelefon senden konnte, während sie sich vorstellte, wie er einst in seinem Kinderbett geschlafen oder konzentriert auf seinem Töpfchen gesessen hatte. Diese Spielchen waren ihr möglich, dachte Russell, weil sie immer noch Ben hatte; die Sicherheit, die ihr Ben gab, erlaubte es ihr, Matt nicht ernst zu nehmen, in seiner Reife nichts anderes als ein nettes Rollenspiel zu sehen.

Falls Matt genervt war von ihrem Verhalten, ließ er es sich nicht anmerken. Er behandelte Edie, wie er seine Eltern immer behandelt

hatte, das wohlmeinende Menschen, die er liebte und um die er sich ganz praktisch kümmern musste, da sie selbst es anscheinend nicht taten. Es war klar, dass er fand, Edie sei zu nachsichtig gegen Ben, und genauso war klar, dass er fand, Rosa sei zu nachsichtig gegen sich selbst, aber er behielt diese Meinungen an einem gebührenden Ort, am Rande seines eigenen, ihn gänzlich in Anspruch nehmenden Lebens. Er arbeitete für eine Mobiltelefonfirma und hatte eine Freundin mit Job in der City, mit der er zusammenlebte. Er hat das Recht dazu, dachte Russell, während er einen ordentlichen Stapel kaputter Lampenschirme inspizierte und sich fragte, warum sie je für aufbewahrenswert befunden worden waren. Er hatte das Recht, zu seiner Familie, die so viel nachlässiger lebte als er, egal wie oft zu sagen: »Hört auf mich.«

Und Russell hörte ihm zu. Er mochte nicht oft einen Rat annehmen, aber er hörte ihn sich an. Er hatte ihn angehört, als Matt ihm eines Abends in einer überfüllten Bar in Covent Garden lang und breit ausgeführt hatte, dass er sich spezialisieren sollte. Matt bezeichnete die Agentur seines Vaters, die vorwiegend Schauspieler mit Interesse für Film- und Fernsehjobs vertrat, als »lahmen Laden«. Russell, der sich an einem Glas Rotwein festhielt, war ein bisschen beleidigt gewesen. Nach dem zweiten Glas war er schon weniger beleidigt. Nach dem dritten Glas schien ihm Matts Vorschlag, Russell solle sich darauf spezialisieren, Schauspieler als Off-Sprecher für Werbesendungen zu vermitteln, nicht mehr ganz so außerirdisch, nicht mehr ganz so öde zweckmäßig wie noch eine Stunde zuvor.

»Ich weiß, es ist nicht das Theater«, hatte Matt gesagt, »aber es ist Geld.«

»Es geht immer nur ums Geld!«, rief Edie zwei Stunden später beim Zähneputzen. »Etwa nicht? Immer nur ums Geld!«

»Möglicherweise«, sagte Russell vorsichtig, »muss es das auch.«

»Es ist schmutzig. Es ist schäbig. Wo bleibt die Schauspielerei bei dem ständigen Herumhüpfen auf Sofas?«

»Nicht darauf herumhüpfen. Darüber sprechen.«

Edie spuckte ins Waschbecken. »Na schön, wenn du es über dich bringen kannst ...«

»Ich glaube, das könnte ich.«

»Bitte, nur frag nicht mich.«

Russell schwieg einen Augenblick. Er kletterte ins Bett und nahm sein Buch, eine Biografie von Alexander dem Großen. Er setzte die Brille auf.

»Nein«, sagte er. »Nein. Ich glaube, das sollte ich besser nicht tun.«

Seit 1975 nahm Russell Boyd & Teilhaber (es gab keine) drei Dachgeschossräume hinter der Shaftesbury Avenue ein. Seit beinahe dreißig Jahren arbeitete Russell in einem Raum, der früher zweifellos eine Dienstmädchenkammer gewesen war. Er hatte eine Dachgaube und schräge Decken und war mit dem türkischen Teppich ausgelegt, der einst im Esszimmer von Russells Großeltern in Hull gelegen hatte. Der Teppich war inzwischen zu einem verschwommenen Grau verblasst, nur hier und da zierten ihn noch ein paar tapfer verbliebene rote, blaue und grüne Büschel. Ermutigt durch Russells positive Reaktion auf seinen Rat bezüglich der Agentur, schlug Matt als Nächstes vor, das Büro zu modernisieren, einen Holzfußboden einzuziehen und Halogenlampen an glänzenden Metallschienen zu installieren.

»Nein«, sagte Russell.

»Aber Dad ...«

»Mir gefällt es. Mir gefällt es so, wie es ist. Und meinen Kunden auch.«

Matt hatte gegen die Reihe berstender Pappkartons getreten, die wie alte Sofakissen an den Bücherregalen lehnten.

»Es ist schrecklich. Wie dein alter Schuppen.«

Jetzt betrachtete Russell seinen Schuppen. Er war zur Hälfte leer, aber was noch übrig war, sah widerspenstig aus, als wäre es darauf vorbereitet, sich der Entrümpelung zu widersetzen. Arsie war zurück ins Haus gegangen, die Sonne war hinter den Häusern verschwunden, die Luft war unwirtlich und nasskalt. Er schaute zu Rosas Dreirad hinüber, das umgekippt auf dem Sperrmüllhaufen lag.

»Rosas Fahrrad«, hatte sie es immer genannt. Nicht »meins«, sondern »Rosas«.

»Russell!«, rief Edie.

Er hob den Kopf. Sie stand an der Ecke des Hauses, an der Seitentür zur Küche. Sie hatte Arsie auf dem Arm.

»Tee!«, rief Edie.

»Hör zu«, sagte Edie. »Es tut mir Leid.«

Sie hatte den Tee in der großen Kanne mit den hundertblättrigen Rosen gemacht. Die Kanne war extrem kitschig, aber für Edie war sie mit intensiven Gefühlen verbunden, wie alles in ihrem Leben, alles, das sie an einen Ort, eine Person, ein Ereignis erinnerte. Sie sagte:

»Ich war sauer auf dich, weil du mich nicht verstehen wolltest.«

»Ich verstehe dich doch«, sagte Russell.

»Ach ja?«

Er nickte und spannte sich leicht an.

»Dann sag es mir«, forderte Edie ihn auf. »Erklär mir, worum es geht.«

Russell zögerte. Dann sagte er: »Es ist das Ende einer ganz besonders in Anspruch nehmenden und eindringlichen Phase der Mutterschaft. Und es ist sehr schwierig, sich umzustellen.«

»Ich will mich nicht umstellen«, sagte Edie. Sie schenkte Tee in die riesigen, gesprungenen Tassen, die sie bei einem Trödler in Scarborough auf einer Tournee – womit eigentlich? Einem Priestley-Stück vielleicht? – gefunden hatte.

»Ich will Ben wiederhaben«, sagte Edie.

Russell goss Milch in seinen Tee.

»Ich will ihn wiederhaben«, sagte Edie heftig. »Ich will ihn wiederhaben, damit er mich zum Lachen bringt und wütend macht und ausnutzt und mir das Gefühl gibt, gebraucht zu werden.«

Russell hob seine Teetasse an und schloss die Handflächen darum. Das Aroma des Tees stieg ihm in die Nase und ließ ihn an seine Großmutter denken. Sie hatte den Darjeeling für die Sonntage aufgehoben. »Der Champagner unter den Teesorten«, sagte sie jedes Mal, wenn sie ihn trank.

»Hörst du mir zu?«, fragte Edie.

»Ja«, sagte er. »Aber du vergisst, dass ich es weiß.«

Sie beugte sich vor.

»Wie bringe ich dich nur dazu, dass du den Kummer spürst?«

»Gute Frage.«

»Was?«

Er stellte die Tasse ab. Er sagte ernst, ohne sie anzusehen: »Wie

bringe ich dich nur dazu, dass du den Kummer spürst?«

Sie starrte ihn an.

»Was?«, fragte sie erneut.

»Ich bin da draußen gewesen«, sagte Russell. »Etwa drei Stunden lang habe ich mich durch alles mögliche Gerümpel gewühlt, Dinge, die früher mal etwas bedeutet haben, aber jetzt nicht mehr. Und das war ziemlich schmerzvoll, zu wissen, dass manche Dinge nie wiederkommen, zu wissen, dass manche Dinge für immer vorbei sind.«

»Aber –«

»Warte«, sagte Russell. »Warte einfach. Rosa wird nie wieder auf diesem Dreirad fahren. Matt wird nie wieder mit diesem Baseballschläger schlagen, du wirst nie mehr unter diesem Lampenschirm lesen. Es ist nicht angenehm, es ist nicht leicht, zu wissen, dass man das akzeptieren muss. Aber das müssen wir, wir haben keine andere Wahl. Und etwas ist uns auch geblieben.«

Eddie trank einen Schluck Tee und schaute ihn über den Tassenrand hinweg an.

»Ja?«

»Du sagst, du möchtest Ben wiederhaben. Du sprichst von seiner Energie und seinen Bedürfnissen und welche Gefühle sie bei dir auslösen. Nun, überlege mal einen Augenblick, wie ich mich fühle. Ich habe dich nicht geheiratet, um Matt und Rosa und Ben zu bekommen, obwohl ich dankbar bin, dass wir sie haben. Ich habe dich geheiratet, weil ich mit dir zusammen sein wollte, weil du die Dinge für mich irgendwie zum Leuchten bringst, auch wenn du manchmal scheußlich bist. Du willst Ben zurückhaben. Gut, damit musst du, so gut du kannst, fertig werden. Und während du das tust, gebe ich dir noch etwas anderes, worüber du nachdenken solltest, etwas, das nicht fortgehen wird. Eddie – ich will dich wiederhaben. Ich war hier vor den Kindern, und ich bin noch immer hier.« Er stellte seine Tasse mit Entschiedenheit ab. »Und ich werde nicht weggehen.«

Kapitel 2

Wenn es um seine Firma ging, rühmte sich Bill Moreton gerne seiner Rauswurfmethode. Sein Vater, der starb, bevor Bill zwanzig war und sich damit für mythische Verklärung eignete, war Chirurg gewesen, und seine Grundüberzeugung hatte gelautet: »Schneide tief, aber nur einmal.« Bill hatte dieses Mantra übernommen und übertrug es großzügig in die Welt der Public Relations, wo beim Aufbau einer Firma eine Menge Heuern und Feuern anfiel.

Da Bill bei Einstellungen viele katastrophale Fehlentscheidungen traf, erwarb er viel Übung im Entlassen von Leuten. Dabei war er unzugänglich für jede Art von Bedenken, die seine Urteilsfähigkeit betrafen, egal, wie diplomatisch sie vorgebracht wurden, und ebenso taub für jede Kritik an seiner Methode, die eigenen Irrtümer auszumerzen. Der Anblick eines unfähigen Mitarbeiters war der lebende Beweis für Bills eigene Unfähigkeit, und das konnte er nicht ertragen. Der einzige Weg, der ihm einfiel, um sich seinen Fehlern nicht stellen zu müssen, war, den betreffenden Mitarbeiter in sein Büro zu bestellen – Papierkram bereits vorbereitet –, zu lächeln, ihn zu entlassen, wieder zu lächeln und ihm die Tür zu weisen.

Genau das hatte er an diesem kühlen Apriltag mit Rosa Boyd vor. Rosa war sechsundzwanzig, absolut tüchtig in ihrem Job und ein gut aussehender Rotschopf, wenn man für kräftige Frauen, und rothaarige dazu, etwas übrig hatte. Der Grund für ihre Entlassung war allerdings nicht der, den er ihr lächelnd und in knappen Worten nennen würde. Er würde ihr sagen, dass sie zu seinem Bedauern für Public Relations nicht geeignet sei, weil ihr die Geduld fehle, mit dem Kunden eine Beziehung aufzubauen, was in manchen Fällen gut fünf oder sechs Jahre dauern könne, zumal, wenn sich der Kunde von Anfang an höchst launisch aufführe. Nicht sagen würde er, dass die Firmenzahlen am Ende des Steuerjahres alarmierend dürftig ausfielen und dass er beschlossen hatte – gegen den Rat seines Buchhalters –, zwei Mitarbeiter zu entlassen, weil eine einzelne Entlassung aussehen würde, als hätte er einen Sündenbock auserkoren. Und daher sollte Victor Basinger in den vorzeitigen Ruhestand gehen – vier- undfünfzig war ohnehin zu alt für

das PR-Geschäft –, und Rosa sollte gekündigt werden.

Bill stand am Fenster seines Büros, versunken in den nichts sagenden Anblick des Nachbargebäudes, und legte sich zurecht, was er Rosa sagen würde. Er musste darauf achten, genau den richtigen Ton zu treffen, denn schon das kleinste bisschen Zuviel hier oder dort könnte sein unbehagliches Wissen preisgeben, dass aus professionellen wie auch aus praktischen Erwägungen statt Rosa eigentlich Heidi Kingsmill zur Entlassung in seinem Büro erscheinen müsste. Die Schwierigkeit bestand darin, dass Heidi eine aggressive und launische Person war, die der Firma vor fünf Jahren durch reinen Zufall einen ihrer solidesten, lukrativsten Aufträge verschafft hatte. Dass Heidi seither absolut nichts mehr geleistet hatte und dazu eine emotionale Belastung war, durfte jedoch nicht laut gesagt werden. Ebenso wenig, dass Bill nach einer Weihnachtsfeier der Firma vor vier Jahren mit Heidi eine aufregende Nacht verbracht hatte, und obwohl Heidi diese Tatsache bisher noch nicht ausgenutzt hatte, hatte sie deutlich zu verstehen gegeben, dass sie es jederzeit tun könnte – falls sie sich dazu genötigt sah. Bills Frau hatte einen Teil ihres Privatvermögens in die Firma investiert und musste womöglich in Kürze gebeten werden, noch etwas dazuzuschießen, und sie war eine Frau, die größten, fast übertriebenen Wert auf Treue legte. Folglich musste nun Rosa Boyd gehen, damit das Verhältnis zwischen Heidi Kingsmill und Mrs Moreton ungetrübt blieb.

Bill hörte ein Geräusch hinter sich. Rosa Boyd stand in der Tür, die rechte Hand auf dem Türknauf. Sie trug Jeans, ein orangefarbenes Tweedjackett und Stiefel mit immens hohen Absätzen. Ihr üppiges Haar fiel offen herunter. Sie wirkte auf Bill mindestens eins achtzig groß und leicht beängstigend.

»Rosa«, sagte Bill. Er lächelte. »Hallo.«

Rosa sagte nichts. Bill ging um den Schreibtisch herum und klopfte einladend auf den Stuhl, der Rosa am nächsten stand.

»Nehmen Sie Platz.«

Rosa rührte sich nicht.

»Setzen Sie sich, Rosa«, sagte Bill lächelnd. »Es wird nur eine Minute dauern.«

Rosa stieß einen leisen Seufzer aus und verlagerte ihr Gewicht auf ein

Bein.

»Kommen Sie rein«, sagte Bill. »Kommen Sie rein und schließen Sie die Tür. Das geht nur Sie und mich an. Wir wollen doch nicht, dass das ganze Büro zuhört, oder?«

»Sie wissen es ohnehin alle«, sagte Rosa.

Bill schluckte. Er klopfte wieder auf den Stuhl. Er machte den Mund auf, um zu sprechen, aber Rosa kam ihm zuvor. »Sie schließen Wetten ab. Wie schnell es geht.«

Bill blickte an die Wand.

»Ich gewinne«, sagte Rosa. »Ich habe auf unter eine Minute gewettet. Und ich habe Recht.« Und dann trat sie zurück und zog mit einem Knall die Tür hinter sich zu.

Kate Ferguson lag auf dem Fußboden im Badezimmer und wartete darauf, dass ihr wieder übel würde. Sie war auf die morgendliche Übelkeit während der ersten Schwangerschaftszeit durchaus vorbereitet, allerdings nur darauf, dass sie tatsächlich morgens kam, wenn Barney ihr Tee und Kekse brachte (Kates Mutter schwor auf Rich Tea) und sie auf unbeholfene Ehemannweise umsorgte. Sie war nicht darauf vorbereitet, dass ihr den ganzen Tag lang schlecht war, und zwar jeden Tag, so schlecht, dass sie nicht zur Arbeit gehen konnte, so schlecht, dass sich Vollkornbrot und Kaffee nicht mal auf Zehenspitzen ihren Gedanken nähern durften, geschweige denn ihrem Küchenschrank, so schlecht, dass sie nicht ansatzweise höflich bleiben konnte, wenn sie die Leute rührselig dazu beglückwünschten, so bald nach der Hochzeit schwanger geworden zu sein.

»Wirklich erfreulich, dass es manche noch richtig machen«, hatte die beste Freundin ihrer Mutter gesagt. »Nicht wie diese herzlosen Karrieremädchen, die sich mit dem Babykriegen Zeit lassen, bis sie praktisch alt genug sind, um Großmütter zu sein.«

Unter diesen Umständen würde sie nie Großmutter werden, dachte Kate und wimmerte die Fliesen an, weil sie nicht mal Mutter würde, wenn sie das hier noch länger durchmachen müsste. Die Übelkeit war umso schrecklicher, so verschlingend und endlos, so ungelindert, weil sie mit nichts bekämpft werden konnte. Das Baby da unten in ihrem

gepeinigten Leib fühlte sich an wie ein Feind, ein boshafter walnussgroßer Kobold, der erbarmungslos und entschlossen seiner eigenen Entwicklung nachging. Barney trug das Foto vom ersten Ultraschall in seiner Brieftasche, aber Kate wollte es nicht mal ansehen, wollte sich erst gar kein Bild von diesem winzigen Ding machen, das sich mit aller Kraft so unbeliebt machte. Sie hatte das Gefühl, in einem Moment hatten sie und Barney während der Flitterwochen in Malaysia noch Pläne für ihr aufregendes neues Eheleben in London geschmiedet, und im nächsten Moment lag sie bereits schweißgebadet und aschfahl auf dem Badezimmerboden, wimmernd und schniefend, und hatte nicht mal ein Taschentuch als Trost.

Das Telefon klingelte.

»Verzieh dich!«, rief Kate.

Das Telefon klingelte vier Mal und verstummte. Dann fing es wieder an. Das musste Rosa sein. Im College hatten Kate und Rosa diesen Klingelkode entwickelt, zunächst, um einander aus Verabredungen zu erlösen, die entweder langweilig oder gefährlich waren, oder einfach als Ausdruck dafür, dass sie aneinander dachten. Jetzt schleppte sich Kate wimmernd über den Badezimmerboden nach nebenan ins Schlafzimmer, wo ihr Telefon eingemummelt in der Bettdecke lag.

»Ich möchte sterben«, sagte Kate in die Muschel.

»Immer noch? Armes Mädchen.«

»Vier Wochen, beinahe fünf. Ich hasse dieses Baby.«

»Versuche lieber, deine Hormone zu hassen.«

»Die kann ich mir nicht vorstellen. Ich kann nicht hassen, was ich mir nicht vorstellen kann.«

»Ich gebe dir etwas zum Vorstellen«, sagte Rosa. »Und du kannst ihn so viel hassen, wie du willst. Bill Moreton.«

Kate kletterte aufs Bett und verkroch sich in den Falten der Bettdecke. »Was hat er getan?«

»Mich entlassen«, sagte Rosa.

Kate ächzte. »Rosa ...«

»Ich weiß.«

»Was hast du angestellt?«

»Nichts.«

»Man wird nicht für nichts entlassen ...«

»In Bill Moretons Rette-sich-wer-kann-Welt schon. Er kann Heidi nicht entlassen, weil er sie gevögelt hat und weil sie es ihm um die Ohren hauen würde. Und das Geschäft läuft nicht gut genug, um uns alle durchzubringen.«

Kate rollte sich auf die Seite und drückte sich ein Kissen gegen den Bauch.

»Rosa, du hast diesen Job doch dringend gebraucht.«

»Ja.«

»Was hast du gesagt, fünftausend auf deinen Kreditkarten?«

»Eher sechs.«

»Du könntest vorübergehend bei uns wohnen.«

»Nein.«

»Barney hätte nichts dagegen –«

»Hätte er doch. Und du auch. Und ich.«

»Trotzdem vielen Dank, Kate«, sagte Kate.

»Vielen Dank, Kate.«

»Wann musst du gehen?«, fragte Kate.

»Bin schon weg. Ich habe meinen Schreibtisch leer geräumt, das meiste in einen schwarzen Müllsack, und ihn vor seinem Büro abgeladen.«

»Dann wirst du wohl kein Zeugnis bekommen ...«

»Ich will kein Zeugnis.«

Kate seufzte schwer.

»Rosa ...«

»Ich werde mir was einfallen lassen.«

»Zum Beispiel?«

»Telefonmarketing vielleicht ...«

»Ich fühle mich zu mies, um dich aufzumuntern«, sagte Kate.

»Ich bin immer noch stinkwütend«, sagte Rosa. »Solange ich wütend bin – geht es mir gut.«

»Machst du dir keine Sorgen?«

Ein langes Schweigen entstand. Kate ließ das Kissen ein wenig los.

»Rosa?«

»Natürlich mache ich mir Sorgen«, sagte Rosa. »Ich kann mich nicht

erinnern, wann ich mir mal keine Sorgen gemacht habe. Wegen Geld.«

»Aber du gibst so viel Geld aus ...«

»Ja«, sagte Rosa. »Es ist beängstigend, und ich kann es nicht lassen.

Als ich noch mit Josh zusammen war ...«

»Ja?«

»Na ja, damals gab es einen Grund. Essengehen, Urlaube ...«

»Er hat dich ausgenutzt.«

»Das hast du immer behauptet.«

»Und ich hatte Recht damit.«

»Hm«, sagte Rosa.

»Was hast du jetzt vor?«

Rosa sagte langsam, mit wohlgesetzten Worten: »Keine Ahnung. Hab nicht drüber nachgedacht. Noch nicht.«

»Ich wünschte ...«

»Du kannst nichts tun. Ich musste es dir erzählen. Aber nicht, damit du das Gefühl hast, du müsstest irgendwas tun.«

»Ich bin eine größere Hilfe, wenn ich wieder an etwas anderes als ans Sterben denken kann.«

»Du solltest glücklich sein.«

»Weil ich alles habe?«, sagte Kate scharf.

»Das habe ich nicht gesagt ...«

»Aber du hast es gedacht.«

Verstimmt sagte Rosa: »Natürlich habe ich das. Was erwartest du denn?«

Kate schloss die Augen. »Hau ab.«

»Ich verschwinde. Und suche mir einen Bettelplatz unter einem Geldautomaten.«

»Ich meine es ehrlich. Es ist mein Ernst, dass du zu uns kommen solltest.«

»Ich weiß. Danke.«

Kates Magen hob sich und drehte sich um. Sie warf das Telefon in die verknüllten Kissen und rappelte sich vom Bett auf. »Bye!«, rief sie dem Hörer hinterher und floh zum Badezimmer.

Rosa kaufte sich an einem Imbiss-Stand einen mexikanischen Bohnen-

Wrap und setzte sich damit auf eine Bank am Soho Square. Am anderen Ende der Bank kauerte ein Mädchen mit getönter Brille in einem langen, grauen Mantel und sprach leise und monoton in ein Mobiltelefon. Sie sprach nicht Englisch, und auf eine seltsame, beinahe undefinierbare Weise sah sie auch nicht englisch aus. Vielleicht war sie Lettin oder Rumänin oder Tschechin, dachte Rosa. Vielleicht war sie ein Flüchtling oder auf der Flucht; vielleicht hatte sie jemand irgendwo als Sexsklavine festgehalten, in einem fensterlosen Raum mit fünf anderen Mädchen, wo sie am Tag zwanzig Männer bedienen musste. Vielleicht, dachte Rosa, während sie ihren Imbiss betrachtete und ihre Wahl bereute – eine unglückliche Farbe irgendwie –, war im Vergleich zu ihrer Existenz Rosas gegenwärtige Lage nur ein kurzer, belangloser Ausrutscher in einem ansonsten verwöhnten, vergleichsweise wohl-situierten Leben. Vielleicht lag Rosas Problem nicht in den aktuellen Umständen, sondern in ihren ewigen Erwartungen und dem Glauben, dass sie nur energisch genug, leidenschaftlich genug – konzentriert genug – vorgehen müsste, um zu jener Zufriedenheit zu gelangen, die irgendwo da draußen auf sie wartete, dem Lohn der Tapferen.

Sie schob die Plastikfolie vom Wrap und biss ungeschickt hinein. Sofort fielen drei rote Bohnen nass auf ihren Schoß – die Jeans hatte sie heute Morgen frisch angezogen – und von dort hinunter auf den Weg, wo sie leuchtend, exotisch und irgendwie unheilvoll liegen blieben. Bei ihrem Anblick dachte Rosa darüber nach, dass man so vielen Details im Leben kaum Beachtung schenkte – oder ihnen zumindest keinerlei Bedeutung zumaß –, bis man durch Freude oder Trauer oder Enttäuschung oder Angst in einen Zustand erhöhter Aufmerksamkeit geriet, in dem die Gesamtheit alles Existierenden, von den großen bis zu den kleinen Dingen, eine bedeutungsvolle Dramatik annahm. Drei rote Bohnen auf einem Weg, ein Mädchen im grauen Mantel, das kroatisch in ein Telefon sprach – mit einem Mal wirkten beide Erscheinungen symbolisch, bedeutsam. Und doch waren sie nichts weiter als Dinge, die zufällig einen Moment in Rosas Leben begleiteten, von dem sie sich brennend, inbrünstig wünschte, er wäre nie eingetreten.

Sie legte den Wrap neben sich auf die Bank. Unter diesen Umständen schmeckte er nicht exotisch, sondern bloß außerirdisch. Rosa lehnte sich

zurück und sah hinauf in den gleichmäßig grauen Himmel, zu den spinnenbeinartigen Ästen der Bäume, an denen sich schon kleine Blattknospen zeigten, und dachte, einer der schlimmsten Aspekte des eben Erlebten war, dass sie nicht damit gerechnet hatte. Mit nichts davon. Sie hatte nicht einen Moment lang angenommen, dass sie es fünf Jahre nach Verlassen des College immer noch nicht geschafft haben könnte, eine fesselnde Arbeit zu finden, eine feste Beziehung zu unterhalten oder ihr Leben im Griff zu haben, was sie für einen automatischen Bestandteil des Erwachsenwerdens gehalten hatte.

Im Gegensatz dazu war das Studium einfach gewesen. Lernen fiel ihr leicht, Freundschaften knüpfen fiel ihr leicht, Ziele erreichte sie mühelos. Von ihrem elften Lebensjahr an hatte sie einen rebellischen, aber erfolgreichen Pfad zwischen Einsicht und Aufbegehren eingeschlagen, einen Pfad, den ihr älterer Bruder bewunderte und dem ihr jüngerer Bruder nacheiferte. In all den langen, eifrigen Jahren ihrer Ausbildung hatte sie eine gepflegte Extravaganz kultiviert, die sie durch langweilige wie durch schwierige Phasen lavieren sollte. Und das hätte fast geklappt, bis Rosa sich leidenschaftlich in einen Mann verliebte, der die starke Fassade der Verletzlichkeit vorzog, die sich dahinter verbarg, was sie derart schutzlos machte, dass ihr prächtiges, in all den Jahren aufgebautes Selbstvertrauen in einem einzigen Moment in sich zusammenfiel.

Alle hatten ihr immer wieder gesagt, wie sehr ihnen Josh missfiel. Mit dem üblichen, aber falschen Argument, es ginge ihnen doch nur um ihr Wohlergehen, teilten Familie und Freunde Rosa mit, dass Josh verwöhnt, unzuverlässig, unreif und egoistisch sei. Sie erwiderte darauf stets nur: »Ich weiß.« Sie wusste es. Sie wusste es von den ersten aufregenden, aber zehrenden Verabredungen an, dass Josh weder fähig noch bereit war, ihr die beständige Wärme anerkennender Liebe zu geben, auf die alle Frauen laut Aussage sämtlicher Frauenzeitschriften ein verbrieftes Anrecht hatten. Aber in der Beziehung mit Josh ging es nicht um Beständigkeit oder Anerkennung. Es ging darum, in jedem Sinn überwältigt zu sein – überwältigt von der Elektrizität seiner unberechenbaren Gesellschaft, überwältigt von Verlangen. Als sie sich in Josh verliebte, in jenem unbesonnenen, ungebetenen Augenblick,

wurde aus Rosa, die sich bis dahin unbeschwert zu den Angebeteten im Leben gezählt hatte, eine hilflos Anbetende. Josh konnte alles von ihr haben, solange er nur nicht ging.

Fast zwei Jahre ging er nicht. Er zog in Rosas Wohnung ein, spielte stundenlang Poker auf ihrem Computer oder führte Ferngespräche von ihrem Telefon. Er kaufte Karten fürs Ballett und Theater, buchte Wochenendreisen in europäische Hauptstädte, reservierte Tische in Restaurants – und schaffte es auf mysteriöse Weise, nie dafür zu bezahlen. Er hinterließ Rosen auf ihrem Kopfkissen und Nachrichten auf ihrem Badezimmerspiegel und winzige reizende, in Seidenpapier eingewickelte Geschenke in ihren Schuhen. Seine Gegenwart trieb sie in jedes Extrem von Leidenschaft und Wut, und als er schließlich ging, dachte sie monatelang, dass er sie nicht nur mit einem erschreckenden Berg Schulden sitzen gelassen, sondern ihr auch jede Fähigkeit geraubt hatte, sich jemals wieder lebendig zu fühlen.

»Er war kein Drama«, sagte Kate zu Rosa. »Er war ein Melodrama.«

Rosa hatte auf die Liste in Kates Hand geblickt. Es war der Anfang ihrer Hochzeitsliste, und sie enthielt an erster Stelle Kochtöpfe und Badematten und eine Espressomaschine.

»Jederzeit bereit für Melodrama«, hatte Rosa geantwortet.

Das würde sie heute nicht mehr sagen, dachte sie, als sie auf der Bank neben ihrem sie wenig begeisternden Mittagessen saß. Josh war eine Sucht gewesen, und als er fort war, vermisste sie den dunklen Glanz dieser Sucht, die Spannung und das Gefühl der ständigen Adrenalinstöße. Und dann war, Stunde um Stunde, Tag um Tag, die verzaubernde Substanz, die Josh verkörperte, in ihren Adern dünner geworden und hatte Rosa zwar nicht reumütig, aber auf jeden Fall orientierungslos zurückgelassen, als wäre sie der Persönlichkeit, mit der sie aufgewachsen war, entschlüpft und durch Lebenserfahrung zu stark verändert, um kehrtzumachen und sie wieder aufzulesen.

Sie schaute ans andere Ende der Bank. Das Mädchen im grauen Mantel hatte aufgehört zu telefonieren und las jetzt eine griechische Zeitung. Rosa klaubte vorsichtig die Überreste ihres Wraps zusammen und stand auf. Sie trug den Wrap zum nächsten Abfalleimer, warf ihn hinein und machte sich entschlossen auf in Richtung Süden zur